

Die moderne Landwirtschaft.

Es war einmal — so beginnen alle Märchen, und nicht lange wird es mehr dauern, dann wird auch das Märchen vom Bauer also beginnen: „Es war einmal ein Mann, den man „Bauer“ nannte“, erzählt dann die Großmutter ihren Enkelkindern, „der im Schweiß seines Angesichts uns unser tägliches Brot verschaffte. Er säete und erntete, band Garben und brosch, pflug und Sense und Dreiflügel waren sein Handwerkszeug, das er mit Mägen und Knechten gar fleißig handhabte.“ Das klingt heutzutage schon fast wie ein Märchen und ist wohl auch bereits eins geworden. In weitestem Umfang ist der Großgrundbesitzer zur Maschinenarbeit übergegangen. Die Bewirtschaftung ausgedehnter Güter ist eine Großindustrie geworden, die sich jeder anderen an die Seite zu stellen vermag und mit denselben Hilfsmitteln, wie diese, nämlich mit Dampf und Elektrizität, arbeitet. Wie bei allen Großbetrieben, so sucht man auch hier die Menschenarbeit so viel wie möglich durch Maschinenarbeit zu ersetzen, und es gibt heutzutage auf den großen Gütern fast keine Tätigkeit mehr, die nicht auch durch irgend eine sinnreich konstruierte Maschine geleistet werden könnte. Auf landwirtschaftlichen Gebieten kommen nun für eine weitgehende Ausnutzung der Maschinenkraft noch ganz andere Gründe in Betracht, als in anderen Großbetrieben. Vor allem die Leutenoth. Durch die Entwidlung der Verkehrsverhältnisse sind die Leute, wie man so zu sagen pflegt, „landflüchtig“ geworden. Die Verhältnisse in der Stadt sagen ihnen besser zu, und darum ist es draußen immer schwerer geworden, Leute für die landwirtschaftliche Arbeit, insbesondere für die Erntearbeit, aufzutreiben. Noch macht erfindlicher, und sie hat diesen, ihren alten Ruf auch hier behauptet! Es gibt jetzt landwirtschaftliche Maschinen, von denen eine einzige Hunderte von Arbeitern ersetzt und die an einem Tage das leisten, was früher von einem reichlichen Aufgebot von Knechten und Mägen während vieler Wochen geschaffen worden ist. Ganz lesend zur Erntzeit tauchen auf den großen Gütern allerlei sonderbare und merkwürdig gestaltete Ungelähme auf, die ratternd und knatternd, fauchend und stöhnend das tägliche Brot auf eine ganz andere Weise bereiten helfen, als wir uns dies gewöhnlich noch aus den Erzählungen unserer Kindheit oder gar aus unsern so lehrreichen Schulbüchern her vorzustellen pflegen. Schon das Säen geschieht heutzutage durch Maschinen, ja, sogar das Dreschen nützlich Arbeit vorangehende Düngen der Felder besorgt die Düngerkrautmaschine, die auf ihren künstlichen Düngern verfährt. Auch auf diesem Gebiete haben eben Maschinenarbeit und Kunstprodukte so manche Vorzüge gegenüber der Tätigkeit lebender Geschöpfe! Das Reifen des Kornes muß man allerdings dem Himmel und dem Wetter überlassen, aber dann kommt die Erntzeit! Schnitter und Schnitterinnen gehören einer poetischeren Vergangenheit an. An ihrer Stelle fahren künstlich gebaute eiserne Maschinen auf's Feld, die taufend Heider zugleich reifen. Sie mähen das Korn, sie legen es um, binden es gleichzeitig in Garben und stellen diese Garben in abgemessenen Zwischenräumen auf den Feldern auf! Natürlich erfordert eine so vielseitige Tätigkeit Kraft, und deshalb läßt man diese Erntemaschinen entweder durch die Dampfkraft über die Felder hin und her ziehen, oder man spannt, insbesondere in Amerika, wo man Pferde in so überflüssiger Menge zur Verfügung hat, diese an und zwar gleich 36 auf einmal! Es ist ein eigenartiger Anblick, ein solches von einer ganzen Pferdeherde gezogenes und von einem einzigen Manne gelenktes Riesengeheiß auf den Feldern sich dahin bewegen zu sehen. Natürlich wird auch die Pferdegespann einft von der Wildflähe verschlungen, wird doch in Amerika ebenso wie in Europa die „Viehhaltung“ immer geringer. Der Boden trägt mehr, wenn man ihn nicht als Weideland benutzt, und deshalb läßt sich allüberall ein schon allmählich einsehender Rückgang der Viehmengen beobachten der mit der Zeit immer stärker werden wird. Wo künstliche Geschlechter über Milch herbeikommen, braucht uns aber heute noch nicht mit Sorge zu erfüllen, denn schließlich gibt es immer noch, besonders im Gebirge, Weiden genug, die sich nicht zur Umwandlung in Weideland eignen. Mit der Hand bebauten wird schon lange nicht mehr und das gleichmäßige Takt der Dreschflügel, das früher den Schuttern über Land so traumhaft ankam, bekommt man nur noch in den allerletzten Fällen zu hören, denn auch der kleinere Bauer läßt sein Getreide jetzt durch die Dreschmaschine ausdreschen, die ihm heutzutage überaus auf einige Stunden für billiges Geld zur Verfügung steht. Die neueste Erntemaschine sind Dreschmaschinen die ausgedroschenen Korn gleich „saden“, d. h. in Säcke einflößen werden sie ebenso, wie der

Dampfflug, meist noch mit Dampfmaschinen, mit Lokomobilen, getrieben. Aber schon spannt sich über die Felder die Hochspannungsleitung der elektrischen Centralen und wenn ein Feld gepflügt werden soll, so tritt jetzt bereits der elektrische Pflug in Tätigkeit. Man verbindet dann einen Motor mit einem Draht der Hochspannungsleitung und führt ihn auf diese Weise Strom zu. Dann zieht er den Pflug über das zu pflügende Feld hinüber und herüber und in kurzer Zeit ist es gleichmäßig durchgepflügt. Aber auch im landwirtschaftlichen Großbetriebe gibt es heutzutage schon fast keine Tätigkeit mehr, die nicht von Maschinen geleistet würde. Da sehen wir z. B. Maschinen, die Holz spalten, andere, die Schafe scheeren, ja sogar solche, die Kühe melken, eine Tätigkeit, die vom gesundheitlichen Standpunkte aus nur freudig begrüßt werden kann, denn wenn auch begeisterte Dichter die Sennerin, diese berufliche Jungfrau, in allen Tonarten besungen haben, so sind die Finger besagter Dame doch nicht immer und in allen Fällen von jener Reinheit, die die moderne Hygiene für jegliche in der Nahrungsmittelbranche ausgeübte Tätigkeit als wünschenswert bezeichnet. Die Zeiten ändern sich und wie sie sich ändern haben, das sehen wir nirgends besser, als wenn wir die Landwirtschaft, wie sie uns Stadtmenschen vorkommt, mit der vergleichen, die sie in Wirklichkeit ist!

Die Blindheit der Schnecken.

Ueber den Gesichtssinn der Schnecken sind sehr verschiedene Ansichten verbreitet, und auch die Naturforscher waren darüber nicht einer Meinung. Im allgemeinen ist wohl die Ansicht, daß diese Tiere mit den gewaltigen und so eigenartig entwickelten Fühlhörnern der Grund zu der Annahme, daß sie mit ihrem Sehvermögen schlecht bestellt sein müßte. Insbesondere ist die große Weinbergsschnecke ein Gegenstand der Untersuchung für die Zoologen gewesen. Wegen ihrer Liebhaberei für Nachtpaziergänge sind diese Schnecken, die sich während des Tages auch fast immer nur an möglichst dunklen Plätzen aufhalten, zum wenigsten für Lichtsehen gehalten worden. In dieser Behauptung ist nicht unwidersprochen geblieben, und ein anderer Forscher glaubte im Gegenteil eine Lichtfreundlichkeit bei diesen Tieren zu entdecken. Nach einer ausführlichen Untersuchung, die Emil Jung angestellt und jetzt der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegt hat, sind diese Meinungen beide irrig gewesen, und man muß die Schnecken schlechthin für blind halten. Mindestens ist es ihnen vollständig gleichgültig, ob sie im Lichte oder in der Dunkelheit sind, und sie fliehen das Licht keinesfalls, auch wenn es mit einer Stärke von Hunderten von Kerzen unmittelbar auf sie gerichtet wird. Selbst wenn eine solche Schnecke plötzlich aus völliger Dunkelheit in eine starke Belichtung versetzt wird, zeigt sich bei ihr nicht das geringste Merkmal einer Empfindlichkeit dafür. Dr. Jung hat Schnecken nicht nur den härtesten Sonnenstrahlen, sondern auch dem Lichtbogen eines elektrischen Ofens ausgesetzt, ohne daß sie auch nur die Fühler emporgehoben. Nun sitzen allerdings an der Spitze dieser Fühler schwarze Punkte, die als Augen betrachtet werden, aber man kann weder durch die allgrößte Annäherung von Gegenständen wie Nadeln oder Spiegel auf künstlichem Wege irgendwelche Wirkung auf die Fühlerstippen ausüben, noch scheinen diese angeblichen Augen dem Tier zur Vermeidung von Hindernissen auf seinem Wege einen Dienst zu leisten. Man kann der Schnecke diese Augen auch fortoperieren, ohne daß ihr Orientierungsvermögen darunter leidet.

Der brennende Schiffskanal von Manchester.

Einer der gefährlichsten Brände in der Geschichte des Manchester Schiffskanals ereignete sich vor Kurzem, wie wir bereits meldeten. Ein großer Theil der Gebäude und Lagerhäuser der Anglo-American-Petroleum-Gesellschaft, die am Ufer des Kanals in Trafford Park gelegen sind, wurden durch Feuer zerstört. Die Flammen breiteten sich mit großer Schnelligkeit über die Maschinenräume und über den ganzen von der Gesellschaft benutzten Komplex aus. Eine große Anzahl von Petroleumfässern geriet in Brand, die mit lautem Knall platzten und die brennende Flüssigkeit floß nach dem Kanal und in diesen hinein. Die Uferanlagen und die Ladebänke waren bald von den Flammen ergriffen und auch ein Ladesteg auf der gegenüberliegenden Seite des Kanals stand bald in hellen Flammen. Das auf dem Wasser schwimmende brennende Petroleum war eine Gefahr für die Kanalschiffahrt. Beim Eintreffen der Feuerwehr war nur noch wenig von den Uferanlagen zu retten. Der Schaden wird auf ungefähr eine Million Mark geschätzt.

Die verloren.
„Hier haben Sie ganz frisch gelegte Eier!“
„Die sind aber fürchtbar klein!“
„Ja, wenn Sie's nicht so eilig gehabt hätten!“

Am Feuerstrom des Aetna.

Mit grausam zäher Unaufmerksamkeit setzt sich das Trauerspiel der Verwüstungen durch die Ausbrüche des Aetna fort. Der ganze Berggürtel ist ein einziges furchtbares Inferno. Flammen jünger, schwarze und grell beleuchtete düstere Rauchmengen wirbeln empor, und unaufhörlich geht der Wiberhall des Donnerns, Zischens und Brausens über die Tiefen hin. Da unten aber liegt die unglückliche Bevölkerung in starrer Katholizität auf den Knien und wartet geduldig auf den Augenblick, wo der Feuerstrom ihrem Heim und ihrem Eigentum ein schreckliches Grab bereiten wird. Die Bewegung des Lavastroms bleibt sich gleich: von Minute zu Minute wälzt sich der breite, glühende, mörderische Fluß um einen Meter vorwärts, eine phantastische erdarmungslose Schlange, die ihrer Beute sicher ist und nicht zu eilen braucht. Schon hat der Strom die den Aetna umtreifende Eisenbahn erreicht. Deutlich haben sich die glühenden und zischenden Arrisse des vorwärtschreitenden Lavastrahls von der Umgebung ab; man sieht, daß die rollende heiße Steinmasse, die in ihrer Breite mehr als einen halben Kilometer mißt, fünfzehn bis sechzehn Meter hoch gehöhrt, vorwärts zieht. Die vulkanische Erregung des Aetna scheint nicht nachzulassen, noch immer wirbeln glühende Steine durch die Luft und verbreitern den Feuerstrom, ein unausgesetztes Krachen und Zischen wie von Raketen und plagenben Geschossen erfüllt die Lüfte, ein bitterer Schwefelgeruch liegt über dem Lande, und dabei kündigt ein dumpfes, unheimliches, unterirdisches Rollen davon, daß die jörnigen Elemente in den Tiefen des Erdreiches ihre Wuth noch nicht befriedigt haben. Ein Mitarbeiter des „Corriere della Sera“ gibt folgende farbenreiche Schilderung dieses grandiosen Schaupiels der Verwüstung:

„Es ist unerträglich heiß, mühsam ringt man nach Atmen. Etwa tausend Meter bin ich hinausgekommen: hier ist die Stelle, von der man deutlich beobachten kann, wie das zerstörende Element seinen Zug fortsetzt, den keine menschliche Macht aufhalten kann. Ich steige auf eine kleine Erhöhung; da hinter mir in den Tiefen liegt ein fruchtbares, blühendes Geend, und im Sonnenlichte flimmert in der Ferne das silberne Band des Alcantaraflusses. Vor mir aber bahnt sich die mächtige Masse der schwarzlich glühenden Lava ihren Weg und erdriht alles, was sie erreichen kann. Das Terrain ermöglicht es, den Weg des Unheils genau zu überblicken, ja man kann es berechnen, zu welcher Stunde dieser üppig prangende Weinberg, jener friedlich dahingehende Hof vom Erdboden verschlungen sein wird. Es ist dabei nur ein schwacher Trost, daß Dörfer und größere Siedlungen nicht unmittelbar bedroht sind. Wie immer in den Bergen, hat man die Thalsohlen auch hier als Wege benutzt, und inmitten forsam bebauter Felder, gründer Gärten und weit sich hinstreckender Weinberge liegen hier friedlich die kleinen Häuser der Bauern. Aber schon ist der Lavaström auf dem Weg zu ihnen, ein paar Stunden noch, dann wird von diesem blühenden, reichen Land nichts mehr übrig sein als ein wüster, breites Meer ausgebrannter Gesteins. In den Weinbergen tauchen die Hüte und Uniformen der Carabinieri auf, die sich noch bemühen, die reisende Frucht vor dem Vandalismus herbeiströmender fremder Neugierier zu schützen. So hängen die gerade in diesem Jahr bisher prächtvoll gebliebenen Trauben, die oft die Größe eines Menschenkopfes erreichen, noch ungekostet am Rebstock. Die Besitzer dieser Weingärten aber sind verschwunden. Es fehlt ihnen der Muth, um die langsame Zerstörung dieser herrlichen Früchte mit anzuschauen, die Vernichtung der Ernte, die ihnen den Ruin bringt und stolze Hoffnungen in nackte Verzweiflung wandelt. Seit Jahren war der Wein nicht so glückselig gedeihen wie jetzt; der prächtige Stand der Reben veranlaßte die Bauern, alle Angebote findiger Zwischenhändler abzulehnen: in diesem Jahre wollten alle ihre Ernte selbst einbringen und wenn möglich selbst ihren Wein kelteren. Ich treffe eine arme Bauernfamilie, die wortlos und leise weinend am Wege steht. Noch glühen leuchtend die Trauben in ihren Feldern und Gärten; doch nur eine kurze Weile noch, und alles ist dahin. Ihr kleines Gut liegt gerade auf dem Wege des nahen Lavajuges, und fassungslos starren die Unglücklichen auf ihr letztes Eigentum, das ihnen morgen entrisfen sein wird. Dann packt der Mann, aus dem Bedürfnis, doch wenigstens irgend etwas zu retten, ein Bündel Pfähle, das am Rande des Weinbergs liegt, und schleppt es leuchtend davon. Sie werden ihm nichts nützen, diese Pfähle, wenn er kein Land mehr besitzt, aber sie sind doch das einzige, was sich retten läßt, und ein dunkler Instinkt gebietet ihm, dieses werthvolle Holz beiseite zu schaffen. Weiter un-

ten stehen vor zwei kleinen Häusern drei Bauernfamilien: die Frauen starren stumpf und wie gebannt auf ihre Weinberge, die wie alle anderen morgen verschlungen sein werden. Die Familie wird übermorgen betteln gehen müssen. Mein Mann hatte nicht das Herz, hier zu bleiben und das Unglück mit anzusehen. Er hing so an seinem Weinberg, erst vor einigen Tagen lehrte er ein Kaufgebot von 3000 Lire ab. Und nun ist alles verloren.“ In einer anderen Pflanzung reifen vier Frauen die noch lauren, nicht ausgereiften Trauben von den Stöcken und schleppen sie in Körben davon. „Sie sind herb“, erklärt mir die eine, „wir werden Essig daraus machen.“

Überall die gleichen Bilder der Verzweiflung. Weiter drunten auf den Wegen winden sich in langsamem Zuge kleine Karren, Fesel und Maulthiere dahin; Thiere und Gefährte sind mit kümmerlichem Hausrath beladen, wie eine Prozession des Elends und der Armuth entschwinden sie in der Ferne. Nun bewegt sich dort drüben dicht am Lavaström eine kleine Gruppe von Menschen auf das Feuer zu. Es ist der Bischof von Acireale, Monsignore Arista, der mit einigen Geistlichen herbeigeeilt ist, um die trostlose Bevölkerung zu ermuntern und der nun geweihtes Wasser auf die Lava sprengen will, um ihr Halt zu gebieten! In der Ferne, in Castiglione, ist der Marktplatz schwarz von Menschen; mit dem Glas erkennt man inmitten der Schaar die aus den Kirchen geholten Standbilder der heiligen Maria Catena und des Erbsers, um die Hunderte von verzweifelten Menschen dumm murrend auf den Knien liegen und tricheln, um Rettung und Hilfe vom Himmel zu ersehen, wo Menschenmacht vergeblich muß.

In einem westfälischen Dörfchen in früheren Tagen.

Von Dr. Verlage.

„Aus der Jugendzeit, Aus der Jugendzeit Klingt ein Lied mir immerdar; O wie liegt so weit, Was mein einst war!“

Wie mancher kann also mit dem Dichter Rüdert singen, wenn er am Abend des Lebens sich der Tage der Jugend erinnert. Was damals sein eigen war, worin er lebte, und wie, die Welt, die er im vollen Sinne des Wortes fein nennen durfte, liegt hinter ihm und ein ganz anderes Treiben, Schalten und Walten ist an deren Stelle getreten.

Es ist ein stiller, von der Welt ganz abgeschlossenes Dörfchen im nördlichen Westfalen, wohin mich die Erinnerung führt. Das alle, in der Mitte des Ortes liegende Kirchlein, welches jetzt vom Erdboden verschwunden ist, stammte zum Theil aus dem 11. Jahrhundert, während Chor und Thurm in späteren Zeiten hinzugefügt waren. An das Kirchlein schloß sich der Friedhof, auf welchem seit Jahrhunderten die Toten der Gemeinde ihre Ruhestätte gefunden hatten. Uralte hohe Linden beschatteten das Gotteshaus und die Gräber. — Aber diese Linden sind belet von Vögeln aller Art, die lustig ihre Nester zum Lobe des Schöpfers ershallen lassen. Rings um Kirche und Friedhof haben einige wenige Kaufleute, Handwerker und Wirthe ihre Wohnungen aufgebaut. Neben dem Kirchlein liegt das uralte Pfarrhaus, offenbar ein früheres Bauernhaus, inmitten herrlicher Gärten, die reich mit Obstbäumen und mancherlei Gesträuch geziert sind. Fein, Grasmäden und Radtugeln vereinigen hier ihren Gesang mit denen ihrer Gefährten in den Kirchhöfchen. — Nahe am Dorfe, nach Norden und Süden hin, erheben und Bild prächtige Eichen, Buchen und

Tannen, welche den Schmuck einiger großen Bauernhöfe bilden. In weitem Umkreise erstrecken sich die Gehöfte, welche in Bauerschaften wiederum vereinigt sind. Den Stolz dieser Gehöfte bildet ein reicher Baumbestand. So steht das Dorf und seine Umgebung, in welchem mein Elternhaus sich befand, vor meinem geistigen Auge.

Es ist Sonntag in diesem verborgenen Erdwinkel. Die Arbeit ruht und die Menschen erfreuen sich des Ruhetages. Da erkönt frühmorgens Glodenläute vom Thurm. Die Gloden läuten den Sonntag ein. Weithin müssen sie die Gläubigen zum Gottesdienste rufen; von allen Seiten kommen sie heran, durch Feld und Flur, mit Fährten über den Fluß, der die Gemeinde durchströmt. Sie halten, ehe der Gottesdienst beginnt, Einkehr im Dorfe, wo sie ihre Einkäufe zu machen pflegen, denn die Arbeit der Woche erlaubt nur selten einen Gang ins Kirchdorf. — War der Gottesdienst beendet, dann lehrten namentlich die Männer noch gern in die Kauf- und Wirtschaften ein, um die Tagesneuigkeiten zu erfahren und gegenseitige Erlebnisse und Erfahrungen auszu-tauschen.

Das Mittagmahl, welches dann später daheimingenommen wurde, war einfach, aber reichlich: Gemüse, Hülsenfrüchte, geräucherter Speck, Wurst, eingesalzenes Schweine- und Rindfleisch (Büffelfleisch); selten versetzte man sich zu frischem Fleisch und das nur in der Schlagschale und an Festtagen.

Der Sonntag war ein Ruhetag, und so genoss man auch die Ruhe nach dem Mittagessen. — Wenn an den Sonntagnachmittagen die Christen vorüber war, dann konnte man sich dem „Sonntagsvergünnen“ hingeben. Es war nicht das Wirthshaus, welches von alt und jung aufgesucht wurde, sondern die bereits herangerufenen Jünglinge und Mädchen versammelten sich auf der breiten Dorfstraße, die umschattet war von den Obstbäumen der anliegenden Hausgärten, von den Eichen und Linden eines Bauernhofes, der eine ganze Langseite der Straße einnahm. Dort belustigten sich die jungen Leute mit Ballspielen, indem sie mit wuchtigen Schlägen die mit festem Garn umspinnenen Bälle die Straße entlang trieben. Frohes Gejuchz erkoch, wenn die eine Partei die andere zurückgetrieben hatte. Die Kleidung der jungen Leute, ebenso einfach als praktisch, war vielfach hergestellt aus Stoffen, die im Hause gesponnen und auf den ländlichen Webstühlen gewebt waren. Feste weiße oder blaue, fast untergüngliche Socken bekleideten die Füße, die in Holzschuhen steckten. Die Kopfbedeckung bestand aus einer Schirmkappe (Rippe). Den Tabak hatte man damals schon kennen gelernt, aber nicht etwa Zigarren mochte man rauchen, sondern es war die Tabakspitze, deren sich die jungen Leute bedienten. Es waren zwar nicht die feinsten, die ihnen zu Gebote standen, „A. A. Reuter“, oder „Het Wapen van Amsterdam“ genügte ihnen vollkommen. Wer sich dann eines angezeichneten Meerchaumtopfes, eines Pfeifenkopfes aus schön gearteten Marmern, oft schon schön gearbeitetem Metall oder gar silbernen Reithen geziert, erfreute, war stolz genug auf dieses sein Besitztum. Schon früh geschah das Einüben des Rauchens, das bereits bei den älteren Schulknaben eine Rolle spielte.

In Kleibern von bedrucktem Kattun oder Leinen, angethan mit blauer Schürze, entweder unbedeckten Hauptes, oder mit kleinen Mützen, zuweilen auch mit größten Kappen geziert, schauten die jungen Mädchen, Arm in Arm zur Seite stehend, wohl den Spielen der Burken zu. Meistens aber saßen sie in langer Reihe auf der Bretterbankung des Hofes und vergnügten sich mit dem beliebtesten „Ballwerfen“. Eines der Mädchen barg den Ball unter der Schürze der

Eigunden, während ein anderes zu ratzen hatte, wo der Ball geblieben. Erstall dann die Abendglode, oder es rief die häusliche Pflicht, so hatten das Spiel und das Ballschlagen ein Ende. Wie die jungen Burken und Mädchen, so hatten auch die Kinder ihr Sonntagsvergünnen. Alle Spiele hier anzuführen, mit denen sie sich ergötzen, ist mir nicht möglich, aber ein Knabenspiel will ich nicht unerwähnen lassen, weil es an die Jagden der vornehmen Herren in früheren Zeiten erinnert. — Einige der Knaben waren das Wild, andere die Hunde und die dritte Abtheilung die Jäger. Das Wild durfte sich in Wallheden-Äckern, in dem damals noch üppigen Kartoffelkraut verbergen. Dann hieß es von dem Oberjäger: „Has up! Has up! Hoi laot de graute Wind stumen!“ Und los ging die wilde Jagd.

Die Erwachsenen, Männer und Frauen, suchten am Sonntagnachmittag ihre Aeder und Felder auf, um das Gebeiden der Früchte zu erfreuen. Manche ältere Männer und auch Söhne und Knechte des Hauses fanden Erholung in harmlosem Kartenspiel. Sehr reinlich waren diese Karten nicht immer. Selbstverständlich durfte Tabakrauch und Pfeifenqualm dabei nicht fehlen, während an geistige Getränke nicht gedacht wurde. Selbst der Kaffee wurde verschmäht. Das war nun nicht der Fall bei den Frauen, welche gern nachbarliche Besuche abtatheten.

Wenn nun der Abend heringetroen, sammelten sich die Hausgenossen zum gemeinschaftlichen, einfachen Abendbrot, das meistens aus träftigen Buchweizenpannenkuchen und wider Milch bestand. Die Milch schöpste man mit hölzernen Löffeln, entweder aus den „Milchsetten“ oder aus hölzernen Schüsselnchen und öhneren Rapschen. Der Abendtisch wurde einfach und ohne Umstände in die Hand genommen. — Oft sammelte sich nach dem Abendessen noch alt und jung vor dem Hause, um alten Märchen, Sagen und Geschichten zu lauschen. Mit einem gemeinsamen Abendgebet im Hause und dem Vorlesen des Sonntagsevangeliums aus der Lofstille ward dann der Tag beschloffen. „Früh“, versichert mir ein alter Landmann, „gehen wir zu Bett, damit wir heim Krähen der Hähne wieder aufstehen und zur Tagesarbeit uns rüsten können.“ Der Hofbesitzer suchte die „Büße“ auf, von der er Kühe und Zenne, die Schlafstätten des Gefindes, die Vieh- und Pferdebeställe überschaun konnte. So war es auch in den kleineren Häusern. — Die Hauswörter und Mäde wanderten in die Aufstamer oder in einen anderen ihnen angewiesenen Raum. Die Knechte aber hatten ihre Schlafstätte über den Pferdebeställen am Ausgang der Zenne (Diele).

Stille Ruhe lagert sich halb über Haus und Hof, Feld und Flur, nur zuweilen unterbrochen durch das Rattern der Ketten in den Ställen und dröhnen durch das Raufen der Bäume, den Ruf des Küchens und das Schlagen der Radtugeln.

Ueber sechzig Jahre sind vergangen, seitdem ich solche Sontage in meinem Heimathorfe miterleben konnte. Jetzt ist allerdings alles anders. Ob es besser geworden im Wechsel der Zeiten, wer kann es sagen? Von der Warte des Alters schaut man manches anders an, als das was in der Neuzeit gepriefen und als rechtes Leben betrachtet wird.

Uebertrampst.
Ein Mann ließ in einem Restaurant seinen Regenschirm stehen, an dem er eine Karte mit folgenden Worten befestigt hatte: „Dieser Schirm gehört einem bekannten Bozer, der in zehn Minuten zurückkehren wird.“ Als er wiederkam, war aber der Schirm fort, und der Dieb hatte eine Karte hinterlassen mit den Worten: „Der Schirm gehört jetzt einem berühmten Schnellläufer, der in zehn Minuten schon weit weg sein wird.“

Museum für Völkerverkunde in Bremen.

Bremen besitzt seit dem Jahre 1896 in seinem Städtischen Museum für Natur-, Völker- und Sabelskunde ein wissenschaftliches Institut von hohem Werth. Das Gebäude, das die kostbaren Sammlungen enthält, ist jetzt vollständig umgebaut und beträchtlich vergrößert worden. Vor kurzem fand die Wiedereröffnung des Museums unter großen Feierlichkeiten statt.

